



Plauder-Stübchen

Wöchentliche Beilage zum
Rheingauer Bürgerfreund.

1915. * Nr. 37.

Verlag von Adam Etienne, Destrich-Etville.

Mus Mangel an Beweisen.

Roman von Gabriele, Baronin von Schlippenbach.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Am nächsten Tage machte ich mich nach Gravnika auf, um dem Baron sein Eigentum abzugeben. Im Wald, unweit der Grenze von Willkowschtsi, ungefähr zweihundert Schritt von der Landstraße entfernt, sah ich den Tschibulski, er legte Schlingen für die Hasen und Rebhühner. „Warte, ich werde dich anzeigen“, sagte ich schadenstroh. Er sprang auf und stand mir mit zornblickenden Augen gegenüber. „Nein, das wirst du nicht!“ rief er heftig. „Und die Janka laß mir in Ruhe“, sagte ich, „die heirate ich.“ Er packte mich und entriß mir den Hirschfänger. Wir rangen darum. Ich war stärker; mit eisernem Griff packte ich ihn. Da zückte der Tschibulski die Waffe gegen mich und wollte mich erstechen. Ich warf ihn zu Boden und bekam die Waffe wieder. Weiß Gott, wie es kam, im wilden Kampf, Brust an Brust, fuhr ihm plötzlich die scharfe Schneide in den Leib. Sie mußte das Herz getroffen haben. Er sank zurück, und zu meinem furchtbaren Entsetzen sah ich, daß er tot war. Ich floh wie gehebt. Grauen packte mich! Um alles in der Welt mußte ich das Geschehene verbergen. Ich zog meinen blutbespritzten Rock aus, band schwere Steine daran und versenkte ihn in den See. Ich muß mich wohl gut beherrscht haben, daß niemand in mir den Täter vermutete. Ich habe den Tschibulski nicht töten wollen. Ich beschwöre dies bei Gott, angesichts des Todes, der mir naht. Aber ich habe dennoch ein schweres Unrecht auf mich geladen, habe einen völlig Schuldlosen gefangen nehmen lassen und feig geschwiegen. Die Janka hat den reichen Müllerssohn heiraten müssen. Mir war die Heimat verleidet. Ich blieb noch einige Monate, um keiner Verdacht zu erregen. Ich

verstand, mich zu beherrschen, daß mir niemand etwas anmerkte. — Als ich hörte, daß der Baron aus Mangel an Beweisen freigesprochen war, fiel mir eine Bergeslast von der Seele.

Im Frühjahr wanderte ich mit noch einem Burschen aus der Gegend nach Amerika. Hier ist es mir schlecht gegangen. Ich habe gehungert und gefroren, aber bis auf die eine Sünde meines Lebens bin ich doch ein ehrlicher Kerl geblieben.

Nun habe ich alles gesagt, was mich jahrelang bedrückt hat. Ich bitte Sie auf den Knien um Vergebung, Herr Baron. Gott sei meiner armen Seele gnädig.

Stephan Mikulsky, früher Adertnecht in Willkowschtsi, Bosen.“ Eine kurze Zuschrift des Hospitalarztes war dem Schreiben beigelegt. Er bestätigte, daß der Kranke bei vollem Verstande sei, und daß er seine Aussage vor Zeugen beschworen.

„Ich hoffe, geehrter Herr Präsident, daß Sie Gebrauch von der Beichte eines Sterbenden machen werden, und daß der unschuldig Angeklagte seine Ehre wiedererlangt.“

Hochachtungsvoll: Fred Hunter, Oberarzt.
 Washington, St. Jameshospital, 25. August 1909.



Kriegsbeute aus Przemyśl: Geschütze, die den Russen bei der Wiederoberung der galizischen Festung abgenommen wurden. Phot. Eiko-Film.

Der Präsident hatte dem bedeutungsvollen Schreiben hinzugefügt, daß der Sachverhalt in den Zeitungen veröffentlicht werde, und daß alles geschehe, Berns Namen von dem ihm anhaftenden Makel zu befreien.

„Frei! Frei!“ Bernd jubelte es laut. Er redete die Arme; ihm war, als fielen Ketten davon ab. In heißem Gebet dankte er Gott für sein gnädiges Walten. Dann eilte er hinüber zu

ihr, zu seiner geliebten, treuen Mutter. Er kann nicht sprechen, er reicht ihr den Brief, und sich an ihre Brust werfend, weint der starke Mann wie ein Kind.

„Mutter, ich bin frei! Frei! Lies und sieh es selbst!“ Noch einmal muß Bernd die Worte selbst sehen. Mit erregter, vor Glück bebender Stimme liest er den ganzen Bericht seinem

„Ja“, dachte Bernd bitter, „jetzt erkennt sie mich als Betteg an, jetzt, wo ich nicht mehr der Angestellte ihres Vaters bin — jetzt, da das Brandmal ausgelöscht wurde.“

Im April wurde Wengerns ein Sohn geboren, ein prächtiger Bube. Das eheliche Glück des jungen Paares wurde dadurch noch größer. Frau von Stetten war überfellig, ihr erstes Enkelchen zu besitzen.

Derfeld ließ nichts von sich hören, desto öfter dachte Hilde an ihn. — Der erste Mann, der sich einem jungen Mädchen werdend nähert, macht Eindruck auf sie, und wenn Hilde an Fritz dachte, so wünschte sie, ihn wiederzusehen.

Derfeld hatte mit seinen Eltern gesprochen und ihnen offen gesagt, daß er Hilde von Stetten liebe. Seine Mutter wollte zuerst nichts von einer Heirat wissen; sie hatte andere Pläne für den Sohn und wünschte sich eine Kurländerin zur Schwiegertochter. Ihr Mann unterstützte des Sohnes Werbung.

„Es ist gut, wenn frisches Blut in unsere alten Adelsgeschlechter kommt, wir degenerieren, weil wir fast immer untereinander heiraten.“

„Aber sie ist arm, Konrad.“

„Was tut das, Erna. Sie ist von gutem alten Adel. Ich habe im Gothaischen Kalender nachgesehen. Ich denke, wir sind reich genug, um dem Jungen aus diesem Grunde nichts in den Weg zu legen.“

„Na, ich will mich doch erst persönlich überzeugen.“

Frau von Derfeld mußte zur Kur nach Wiesbaden. Sie blieb einige Tage in Berlin und besuchte Stettens: Hilde öffnete ihr ahnungslos die Tür. An der Ähnlichkeit mit dem Sohn erkannte sie die Baronin. Tief errötend stand sie vor ihr und hielt den forschenden Blick aus.

„Sie sind mir keine Fremde, liebes Fräulein“, sagte Frau von Derfeld, „mein Sohn hat mir von den angenehmen Stunden erzählt, die er vorigen Sommer in Ilse's Ruhe verbracht hat. Ich bin gekommen, Ihrer Frau Mutter dafür zu danken.“

„Sehr liebenswürdig, gnädige Frau. Bitte, näher zu treten, Mama ist im Salon.“

Die beiden Damen begrüßten sich. Hilde pochte das Herz. Was hatte dieser Besuch zu bedeuten? Frau von Derfeld blieb recht lange für eine erste Visite, immer wieder prüften ihre Augen die anmutige Mädchengestalt.

Beim Abschiede bat sie Mutter und Tochter, sie morgen zu besuchen, um einen kleinen Ausflug nach Potsdam zu machen. Man nahm dankend an und blieb den ganzen Tag zusammen. Frau von Derfeld schrieb darauf dem Sohn:

„Du hast einen guten Geschmack, Fritz; mir scheint, Du darfst hoffen. Sobald auf Dich die Rede kam, las ich auf Hilbes Gesicht Verlegenheit. Als wir Abschied nahmen, fragte ich sie:

„Soll mein Sohn kommen?“

Sie nickte und küßte mir die Hand.“

„Komme sofort, Ernst sterbend.“

Diese Drahtnachricht erhielt Bernd Anfang Mai von seinem Onkel. Sofort reiste er nach Meran ab.

An jenem schönen Ort, der von den Lungenkranken in der Hoffnung auf Genesung besucht wird, hatte Ernst von Stetten ausgelitten. Der arme Vater stand gebrochen am Sarge seines einzigen Kindes und Bernd neben ihm, der mit der Liebe eines Sohnes den alten Mann stützte und aufrecht erhielt.

Auf dem Friedhof, der so viele birgt, die in Meran die ersehnte Heilung nicht gefunden, betteten sie den Toten zur ewigen Ruhe. „Du bist jetzt mein Erbe“, sagte Stetten zu seinem Nefen, „Buchenfelde fällt dir nach meinem Ableben zu.“

„Ach, lieber Onkel, ich wünschte, es wäre anders gekommen“, entgegnete Bernd tief bewegt. „Willst du nicht mit mir heimreisen, ich werde dich mit Sohnesliebe umgeben.“

„Das glaube ich, mein guter Junge, aber laß mich hier an dem Ort bleiben, der mein Liebste's birgt, ich fühle, daß auch meine Tage gezählt sind.“

„Dann will ich bei dir bleiben, Onkel.“

„Nein, nein, das sollst du nicht. Du bist jung und brauchst Arbeit; ein schönes Leben liegt vor dir.“

Bernd blieb noch einige Tage, dann mußte er den Wunsch des Onkels befolgen und nach Deutschland zurückkehren. Er traf Ende Mai in Berlin ein.

Inzwischen war Derfeld auch dort angekommen. Er begab sich sofort nach der Wohnung der Frau von Stetten.

„Niemand zu Hause?“ fragte seine muntere Stimme die ihm öffnende Magd.

„Doch, das gnädige Fräulein ist da.“

Mit einigen langen Schritten stand er vor Hilde.

„Da bin ich“, sagte er lachend und faßte ihre beiden Hände, die sie ihm willig überließ.

„Fräulein Hilde, schießen Sie mich nicht fort“, bat er, „ich — ich habe Sie so lieb, so sehr lieb!“

Diese Sehnsucht und heiße Leidenschaft bebten in seiner Stimme. Sie hielt noch immer den Kopf gesenkt.

„So sehen Sie mich doch an“, flehte er, den Arm um ihre zierliche Gestalt legend und sie an sich ziehend.

Sie ließ es willig geschehen; ihre Hand erwiderte den warmen Druck der seinen.

„Hilde, liebe, kleine Hilde!“ jubelte Derfeld, „so willst du meine Frau werden? O, wie bin ich glücklich!“

Er hob die leichte Gestalt auf und küßte sie stürmisch.

„Wie wild du bist, Fritz“, sagte sie halb erschreckt, halb selig. „Du nennst mich Fritz?“ lachte Derfeld, „so findest du den Namen nicht mehr häßlich?“

Sie zog seinen Kopf zu sich hinunter und flüsterte in sein Ohr: „Nein, denn — ich liebe den, der so heißt.“

„Hurra!“ rief Derfeld ausgelassen, und ehe sie sich dessen verah, hatte er sie umfaßt und tanzte mit ihr einen lustigen Walzer durch das Zimmer.

„Einmal noch leben, eh es vorbei,
Einmal noch lieben im Monat Mai.“

Sie sangen es beide in glücklichem Übermut. „Na, was soll das heißen?“ fragte Tante Dörchen, den Kopf verwundert durch die Tür stehend.

„Das soll heißen, daß wir verlobt sind, Tantchen!“ rief Derfeld, in der Freude seines Herzens die alte Dame unarmend, „die Hilde nimmt mich langen Kerl und wird meine Frau!“

„Liebst du ihn denn, Kindchen?“

„Ja, ja, ja!“ Nicht mehr: „Nein, nein, nein!“ war die Antwort.

„Na, dann gratuliere ich. Also deshalb war die Frau Mama gekommen! Jetzt verstehe ich.“

Als Frau von Stetten nach Hause kam, sah sie Fritz und Hilde Arm in Arm stehen und erriet alles.

„Du bringst meine Tochter weit fort, in ein fremdes Land, mein lieber Sohn“, sagte Frau von Stetten, „aber ich vertraue sie dir gern an.“

Wegen der Trauer um Ernst konnte die Verlobung noch nicht veröffentlicht werden. Nur Wengerns wurde sie mitgeteilt, und auch dort wurde Derfeld freudig empfangen.

„Wenn Bernd doch auch heiraten wollte!“ dachte Frau von Stetten oft.

Willehmen, den 28. August 1909.

„Lieber Junge!“

Leider sind wir so kurze Zeit in Berlin gewesen, daß ich Dich nicht benachrichtigen konnte. Wie Du siehst, sind wir nun wieder zum Sommer in Willehmen. Bitte, mache es möglich, zu Ilse's Geburtstage zu kommen; er ist am achtundzwanzigsten August. — Voriges Jahr waren meine beiden Damen schon fort, und wir konnten den frohen Tag nicht zusammen feiern.

Wir vermissen Dich und die Deinen sehr. In Ilse's Ruhe lebt jetzt der neue Pächter, scheint ein guter Landwirt zu sein.

Alles Weitere mündlich; die Ilse will meiner Einladung einige Worte hinzufügen.

Dein alter, treuer Onkel

Hugo von Brömmeler.“

Bitte, kommen Sie zu meinem Geburtstage, Better Bernd. Auf Wiedersehen!

So einfach die Worte klangen, machten sie doch das Herz des Lesers höher schlagen. Er konnte kaum den Tag erwarten, der ihn wieder nach Ostpreußen brachte. In letzter Stunde hielten ihn unvorhergesehene Geschäfte in Buchenfelde fest, so daß er die Nacht durch reisen mußte. Erst kurz vor dem Mittagessen Diner langte er in Willehmen an.

„Na, gut, daß du doch noch da bist“, begrüßte ihn Brömmeler.

„Die Ilse sah fortwährend aus dem Fenster nach dir aus. Jetzt sind die Damen bei der Toilette. Wirf dich schnell in Gala, Junge, es ist die höchste Zeit.“

Bernd befolgte seinen Rat. Bald darauf schritt er in Frack und Lackschuhen die breite Treppe zu den unteren Räumen hinab.

Ein zahlreiche Gesellschaft war versammelt. Als Bernd eintrat, verstummte das laute Gespräch, ganz still ward es; aller Augen richteten sich auf ihn.

Wie sah der Mann heute anders aus, als vor einem Jahre! Frei und stolz die Haltung, sicher das Benehmen und in dem energischen Gesicht ein Leuchten heimlichen Glückes.

Viele Hände streckten sich nach ihm aus. Er nahm seinen Platz in der Gesellschaft seiner Standesgenossen wieder ein. Tief und erlöst atmete er auf.

Tante Emma begrüßte ihn sehr herzlich.

Ilse's Hand ruhte eiskalt in der seinen; Bernd fühlte, wie die weißen Finger sich fest in seine Rechte schmiegen. Und in

ihrem Gesicht las er etwas Neues: ein schüchternes Fragen, ein ver-
stetktes Leuchten, das sonst vollständig fremd an ihr war.

„Du bist ja
Ihens Tisch-
herr“, sagte
Brömmler,
als die Paare
sich ordneten.
„Bitte, gnä-
diges Fräu-
lein.“

Bernd trat
auf Ilse zu und
reichte ihr den
Arm.

„Wollen Sie
nicht, Cousine,
sagen?“ fragte
sie sehr leise.

„Ja, da Sie
es erlauben.“

Sie saßen
dem Vater ge-
genüber. Er
war in rofiger
Laune, trank
ihnen zu und
freute sich,
wenn er diese
beiden jungen
Menschen so
lebhaft plau-
dern sah. Es
war, als sei ein
Zwang vor
ihnen gewi-
chen, als müßten sie sich heute näher kommen. Das Gespräch
flochte keinen Augenblick. Ilse fragte nach der Mutter und den
Schwestern Bernnds, nach Buchensfelde und berührte im munteren
Plauderton mancherlei. Sie erzählte von dem letzten Winter in
Genf, und daß sie gern immer in Deutschland leben möchte. Kaum
hatte sie das ausgesprochen, wurde sie verlegen und verstümmelt.

„Was wird er nun von mir denken?“ fuhr es ihr durch den
Sinn. „Wird er es nicht so deuten, als ob —“

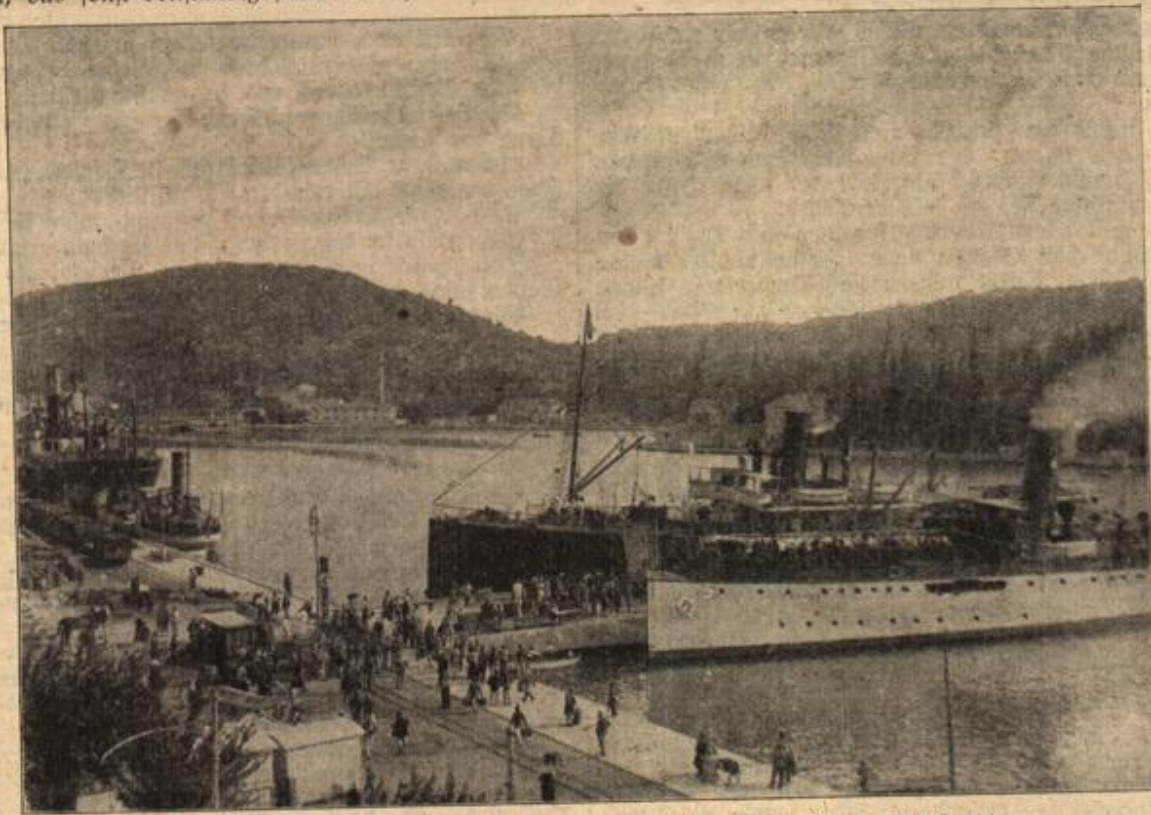


Vorgeschobene Telephonstation an den Klern
der Aione.

Die Tafel wur-
de aufgehoben. Die Nacht sank weich und lind hernieder.
Bernd bildete den Mittelpunkt eines Kreises von Herren,
die noch im Rauchzimmer bei einer Zigarre verweilten.
Wie wohl tat dem Geächteten heute die Anerkennung der
Gesellschaft, von der er sich einst ausgestoßen gefühlt.

Pastor Hildebrandt und seine Frau waren auch zu-
gegen. Sie verwickelten Bernd in ein Gespräch. Er suchte
loszukommen; verstohlen sah er sich nach Ilse um. Eben
war sie noch bei den anderen jungen Damen gewesen,

lest suchte Bernd sie vergeblich im Saal. Er trat aus dem Hause.
— Langsam ging er in den Garten, die heiße Stirn in der Nacht-



Der Hafen von Nagusa-Vecchia. Photogr. Leipziger Presse-Büro. (Mit Text.)

Er stand ne-
ben ihr. Sie war von der Baal aufgesprungen und wollte,
ihrem ersten Impulse folgend, fliehen. Da hielt seine starke
Hand sie fest, sein dunkles Haupt beugte sich über sie.

„Ich habe Ihnen noch gar nicht Glück gewünscht“, sagte Bernd,
„soll ich es jetzt tun? Soll ich Ihnen sagen, was ich damals in
mir wachsen fühlte, als Sie mich unfreundlich und schroff behan-
delten, als ich das Brandmal unverdienten Verdachtes trug?“

Weiter verfolgte
sie den Gedanken
nicht. Sie hatte
sich darnach ge-
seht, ihn wie-
dorzuwischen, ihm
freundlich zu be-
gneten.

Am Ausschnitt
ihres hellblauen
Seidenkleides
trug sie ein klei-
nes Sträußchen
Edelweiß. Bernd
hatte es sofort
bemerkt. — Sie
dachten beide an
den Tag, an wel-
chem sie sich auf
dem Kornfeld be-
gegnet waren,
und an dem er
ihr die innige Be-
deutung der teu-
schen Alpenblu-
me erklärt hatte,
die Sage, die sich
daran knüpft.



Schweizerische Grenzbesetzung: Eine Patrouille im Hochgebirge.

lust zu fühlen.
Zahllose Ster-
ne funkelten
am Himmel;
leise plätscher-
te der Spring-
brunnen und
die Rosen duf-
teten süß. —
Bernd wußte,
daß er vor ei-
ner Entschei-
dung stand. Er
hatte deutlich
geföhlt, als er
Ilse wieder-
gesehen, daß
er sie unsäglich
liebte; aber er
bangte davor,
die entschei-
dende Frage
an sie zu rich-
ten, die sein
Lebensglück
bedingte.

Unter den
hohen Bäu-
men an dem
Weiser fand
er sie.

„Sie hier,
Cousine!“

Er stand ne-



Französische Artillerie.

„Ich weiß, daß ich oft sehr ungezogen gegen Sie war“, gab sie zu. „Soll ich abbitten? Wie kann ich es gut machen — Bernd?“ Sein Name fiel zögernd von ihren Lippen.

„Sie tragen ein Sträußchen Edelweiß an Ihrem Kleide, wollen Sie mir eine der Blüten geben?“

Und als sie bekommen schweigt, fährt er fort:

„Ich habe Ihnen erzählt, was es heißt, wenn ein Mädchen einem Manne eine der teutschen Alpenblumen gibt.



Telephonzelle im bombensicheren Unterstand.

getreten, aber sie steht wie versteinert da.

„So heißen Sie mich also gehen?“

Er wendet sich ab.

„Bernd!“

Sie ruft seinen Namen so flehend, so mit dem Ton einer großen Liebe; er fühlt den Strauß Edelweiß in seiner Hand.

Ihre Arme schlingen sich um seinen Hals.

Und die Sterne am Himmel leuchten auf das Glück eines seligen Menschenpaares hernieder.

Empire of Ireland.

Von Herm. Dreher.

Der Frühjahrsabend senkt sich über die breite Mündung des Lorenzstromes.

Der „Empire of Ireland“ durchjagt die glatte See, die wie ein Bogen Stanniolpapier glitzert. Hinter dem schönen Schiff zieht ein langer und breiter Schaumstreifen her. Hier weißchen die beiden Schrauben



Das „Eiserne Kreuz“ für einen „Schipper“. (Mit Text.)

das Wasser zu sprühen dem Gesicht. Die Zeit des Kommandowechsels

ist gekommen. Der betreffende Offizier steigt zu der Kommandobrücke hinauf und grüßt den Kapitän, der mit besorgtem Blicke den Himmel mustert.

„Danke, Kamerad, ich will die Führung des Schiffes bis Sonnenaufgang selber behalten!“ antwortet der Kapitän.

„Ist Gefahr im Verzug? Droht denn das Wetter umzuschlagen?“

„Um!“ brummt der Kapitän nachdenklich. „Ich fürchte, wir bekommen nasse Packung!“

„Nach diesem schönen Tage? Ich glaube doch nicht!“

„Doch, doch. Sehen Sie mal nach Osten!“

Beide Männer wenden sich nach der angeedeuteten Richtung. Dort, fast am Horizonte, hat sich das Meer einen trüben Schleier vor das Antlitz gezogen.



Englische Artillerie in Gefechtsstellung.

Haben Sie es nicht vergessen, Ase?“ Ganz nah ist er an sie heran-

hat sich das Meer einen trüben Schleier vor das Antlitz gezogen.



Trümmer eines von deutscher Artillerie herabgeschossenen englischen Flugzeuges. (Mit Text.)

Wie und da flattern schon keine, zerfliehende Nebelschwaden wie Altweibersommer über das Meer, das sich nach allen Seiten hin endlos ausbreitet.

„Das schlägt sich nieder. Die Nacht wird kühl!“

„Ich glaube kaum. Auf jeden Fall will ich bis morgens zwei Uhr wenigstens auf meinem Posten bleiben!“

Der junge Offizier blickt in das besorgte Antlitz seines Kapitäns und weiß nun, daß wirklich irgendeine Gefahr über den Wassern lauert.

Der Kapitän entläßt seinen Kameraden und wandert wieder ruhelos auf der Kommandobrücke hin und her.

Unter ihm dehnt sich der Riesenleib seines Schiffes. Tot und stumm ist es an Deck. Die Passagiere wurden eben durch die Glocke zum Abendessen gerufen.

Von Achtern verirrt sich hin und wieder das klatschende Geräusch eines aufgepeitschten Wasserberges herauf. Durch die Takelage pfeift sanft die Luft, obgleich es windstill ist, aber der Fahrtwind steht steif, denn das Schipslog zeigt zwanzig Faden Geschwindigkeit.

Unterdessen sind die Schleier näher getrocken. Wie schleichende Gespenster huschen sie über das Wasser, ballen und kneten sich zu allerhand spukhaften Gestalten, fassen und lösen sich oder wälzen sich wie zudende, schwerringende Leiber. Der Kapitän sieht diesem Schauspiel zu. Ihm formen sich menschliche Gliedmaßen in dem Nebeldunst und ein eisiger Schauer rinnt ihm wie die Ahnung von etwas Unerhörtem durch den Körper.

Der Rebel hat jetzt mit seiner weißen Milch das ganze Meer bedeckt. Das Schiff ragt daraus hervor wie aus Wolken. Der Kapitän gibt nach vorn die Weisung: „Scheinwerfer bereitstellen!“

Der lauende Feind klettert mit unhörbaren Schleichritten immer höher an der Schiffswand empor, schwingt sich über die Reeling und streckt seine feuchten Krallen vorsichtig über das ganze Deck, den nassen Leib nachschleppend.

Das Essen ist vorbei. Einige Reisende kommen aus dem Speisesaale herauf auf das Promenadendeck, das sich rechts und links unter der Kommandobrücke vorbeizieht.

„Du, wie häßlich!“ ruft eine junge Dame. „Man sieht ja fast die Hand vor den Augen nicht mehr!“

Der Kapitän erschrickt. Er beugt sich über das Geländer der Brücke. Wahrhaftig! Von der Sprecherin sieht man nur noch einen matt hellen Schein. Hätte sie ein dunkles Kleid an, würde von ihr gar nichts wahrzunehmen sein. Im Topmast flammt das erste Licht auf. Es schimmert wie ein trübes, rotverweintes Auge.

„Das wird eine verdamnte Nacht geben!“ flüstert der Kapitän besorgt und gibt durch den Maschinentelegraphen den Befehl: „Scheinwerfer auf!“

Im nächsten Augenblicke flammt in der Spitze des Vorderdecks der Scheinwerfer auf wie das riesige Auge eines Ungeheuers. Langsam fängt er an zu rotieren und läßt seinen Strahlenkegel suchend rings über das Meer huschen. Aber er erregt nicht die scharfschnittene Grenze zwischen Licht und Schatten und scheint vergeblich gegen die Nebelwände anzuglänzen. Nur die nächsten Gegenstände umflutet er mit seinem grellen, silbernen Schein.

Das ungewohnte Schauspiel hat mehrere Passagiere an Deck gelockt. Sie stehen in allerhand Betrachtungen und jeder wird seinem Nachbar nur für einen Augenblick sichtbar, wenn der Strahl des Scheinwerfers ihn trifft.

Der kreist stumm und streckt die schmale, weiße Lichtsäule wie einen tastenden Zeigefinger nach allen Seiten.

„Das ist fein, was? Daß wir das auch einmal erleben!“ sagt ein junger Herr zu einer Dame.

Diese scheint eine Engländerin zu sein.

„Fein?“ entgegnet sie kühl mit einem fremden Akzent. „Wir haben das in London oft und sind nicht sehr erbaut davon. Bei solchem Wetter kommen die meisten Unglücksfälle vor.“

„Wieso?“

„Weil in den Straßen häufig Fuhrwerke aufeinander losrennen und sich gegenseitig zertrümmern!“

„Um! Na, dafür liegt ja auf dem Meere eigentlich keine Ursache zu Besorgnis vor!“

„So? Keinen Sie? Wenn zum Beispiel...“

Der Rest geht in dem Heulen der Dampf sirene verloren. Aufbegehrend fordert sie mit dumpfem Schrei Platz für den Ozeantiesen.

Der Kapitän hat sich die Leine des Rebelhornes um das Handgelenk gewunden und reißt von Zeit zu Zeit daran. Bald anhaltend, bald in kurzen Zwischenpausen ertönt das markerschütternde Gebrüll. „Phuuut — phuuut — phuuut!“

Dazwischen hinein hämmert der Klöppel der Signalglocke wütend gegen das bronzene Gehäuse.

„Fahrt — halbe Kraft!“

Die Klingel im Maschinenraume schrillt, das Kommando ist angezeigt und wird zur Kontrolle wieder nach oben gegeben.

Gleichzeitig fahren mächtige Dampfsäulen aus dem Schornstein. Man kann sie nicht sehen, fühlt es aber, daß der Riese einen Teil seines kochenden Atems aushaucht.

Die Maschine arbeitet mit halber Kraft, es vergehen aber noch einige Minuten, ehe die viele tausend Zentner schwere schwimmende Masse ihren Zug verlangsamt und das Schipslog anzeigt, daß der gewaltige Rumpf endlich dem Willen seiner Seele Gehorsam leistet.

Das Deck ist menschenleer. Die Passagiere haben sich vor dem unheimlichen Gebrüll des Rebelhornes in die Rauch- und Musikzimmer geflüchtet, denn wer diesen Ton einmal in der Nähe gehört hat, den schmerzt das Trommelfell noch zehn Minuten lang. Nur einige Dedoffiziere stehen zur Seite des Scheinwerfers und spähen durch ihre Röhre in die verschlossene Ewigkeit hinaus.

Alle Positionslaternen sind aufgestammt, kämpfen aber vergebens gegen diese nassen Tücher des Ozeannebels an, in dem selbst das Tuten des Rebelhornes und das wahnsinnige Läuten der Glocke zu ertönen scheinen.

Jetzt schweigen beide für einen Augenblick. Nur das Ausstoßen der Dampfsäulen leuchtet durch die Nacht.

Plötzlich legt der Kapitän das Hörrohr an. Seine Züge spannen sich. Ganz deutlich dringt ihm der langgezogene Ton einer Dampf sirene ins Ohr, schwach, wie aus weiter Ferne hallend.

Einen Augenblick steht er wie zur Bildsäule erstarrt. Der Gedanke an einen Zusammenstoß zuckt ihm einen Moment lang mit gräßlicher Anschaulichkeit durchs Hirn.

Wenn zwei dieser schwimmenden Riesen aufeinander rennen! Sie werden in Atome zerplittert. Und an Bord sind vierzehnhundert blühende Menschenleben! Und die Insassen des andern!

Er reißt verzweifelt an dem Dampfseil. Keuchend stößt der Atem des Riesen zwischen den ehernen Lippen hervor und heult ununterbrochen: „Phuuut — phuuut — phuuut!“

Als ob dieses Wunderwort an Kraft und Technik plötzlich Leben bekommen hätte und vor Angst aufschrie!

Unten im Schiffsbauche sitzen die Fahrgäste bei Spiel und Lektüre und ahnen nicht, wie jetzt hier oben, im Hirn ihres Fahrzeuges, die Pulse sieden und hämmern. Hier in der Betriebskabine laufen all die Nerven und geheimen Fäden zusammen, die diesem schwimmenden Ungeheuer Leben und Willen verleihen.

Der Kapitän erwacht aus seiner sekundenlangen Erstarrung. Er ist sich seiner ungeheuren Verantwortung bewußt. Er reißt den Hebel am Maschinentelegraphen herum: „Kontredampf!“ und „Kontredampf!“ kommt die Kontrollmeldung im Apparat zurück.

Die Schrauben fangen an, links zu kreisen. Ein Tosen wie von tausend stürzenden Wasserbächen erbraust. Ein merkliches Zittern durchläuft den Riesenleib des Ungeheuers.

Der „Empress of Ireland“ verlangsamt seine Fahrt. Das Klingelzeichen im Schipslog, das alle hundert Meter ertönt, verzögert seinen Rhythmus.

Der Kapitän starrt mit weit geöffneten Pupillen vor sich in den undurchdringlichen Nebel. Immer näher und stärker brüllt das Rebelhorn des entgegenkommenden Dampfers.

Der Kapitän weiß, daß sein Kamerad drüben auf jener Kommandobrücke mit ebenso brennenden Schläfen und klopfendem Herzen den nächsten Augenblick entgegen sieht, wie er selbst.

Und jetzt taucht — wie es scheint in größter Nähe — das giftiggrüne Auge einer Toplaterne auf Steuerbord auf. Es schießt direkt mittschiffs auf den „Empress of Ireland“ los. Die grüne Laterne im Topmast scheint dem Kapitän wie das flackernde Auge eines blutgierigen Raubtieres.

Wie wahnsinnig gibt er nach der Steuermannskabine den Befehl: „Hart Backbord!“ und schreit ihn dazu in die Nacht, als könnte sein Kamerad da unten seinen Ruf vernehmen.

Jetzt ist die Gefahr auch drüben entdeckt worden. Aber zu spät! Zu spät!

Die beiden Dampfer rennen aufeinander los, als gälte es einen Kampf auf Leben und Tod.

Der Fremde trifft mit seinem breiten Kielbug den „Empress of Ireland“ in die Flanke. Ein einziger Riß klappt bis zum Heck. Der Dampfer holt Steuerbord über und die Bogen stürzen gierig und triumphierend in seine Eingeweide. Die Menschlein da drinnen ringen miteinander auf Leben und Tod, um das elende Leben auf einige qualvolle Augenblicke zu verlängern.

Der Kapitän schlägt sich die Hände vor das Gesicht, um das Graulige nicht zu sehen.

Der schwimmende Tod ist schon im Nebelgrauen verschwunden. Wie eine Gespenstererscheinung nahte er und entschwand. Stumm, gefühllos und kalt fährt das Schicksal über das Meer und würgt, was sich ihm in den Weg stellt.

Und über den ewigen Wassern geht der Mond auf und weist den letzten, schwerringenden Schwimmern den Himmel, der sich ebenso hoch und blau schon über ihre Wiege spannte.

Der vorletzte Großherzog von Mecklenburg-Strelitz kannte kein größeres Vergnügen, als im unauffälligen Anzuge eines schlichten Bürgers ohne jede Begleitung weite Spaziergänge zu unternehmen, die ihn oft meilenweit von seiner Residenz fortführten. Auf einem dieser Ausflüge wurde der Fürst von einem Gewitterregen überrascht. Zu seinem Glück kam jedoch gerade ein Bauernwäglein vorüber, dessen Lenkerin, eine ältere, einfach gekleidete Frau, den Großherzog auf dessen Bitte mit ins nächste Dorf nahm, wo er das Ende des Unwetters abzuwarten gedachte.

Die Bäuerin, ahnungslos, wen sie neben sich auf dem Sitzbrett ihres Korbwagens hatte, begann sofort eine Unterhaltung, auf die ihr Nachbar auch bereitwilligst und in tadellosem mecklenburgischen Platt einging. Als es stärker zu regnen begann, holte die Frau für ihren freundlichen Begleiter unter dem Sitz einen leeren Kartoffelsack hervor, den der Großherzog sich zum Schutz gegen die fallenden Tropfen umhängen mußte.

Im Laufe des Gesprächs erfuhr der Fürst dann, daß das gutmütige, redselige Weiblein Witwe war und die Gastwirtschaft im Dorf besaß, dessen Kirchthurm unten im Tale sichtbar war. Bald fuhr der Wagen vor dem Dorftrug vor. Die Alte nötigte den städtisch gekleideten Herrn in ihre „gute Stube“ und setzte ihm dort einen reichlichen Imbiß vor. Nach der Mahlzeit bat sie ihn dann, sich doch einmal ihre Besitzung anzusehen.

Der Großherzog fand das Gehöft peinlich sauber gehalten und auch die Gebäude bis auf den hölzernen Schweinestall in bestem Zustande. — Dieser Schweinestall paßte so wenig zu den anderen Baulichkeiten, daß der Fürst die Frau erstaunt fragte, weshalb sie sich denn nicht einen neuen Stall bauen lasse, da es ihr doch offenbar nicht an dem nötigen Geld mangle.

„Ja,“ erwiderte die Krugwirtin verdrossen, „dat wull'n wi oof all maken (das wollten wir auch schon machen), aber de Landrieder, de will dat nich. Wi häfft em all so veelmal drum beden, aber — hei will dat doch nu mal nich!“

„De Landrieder“ (Landreiter), das ist nämlich in Mecklenburg der berittene Gendarm.

Höchst verwundert über diese Antwort meinte der Großherzog, die Frau solle sich dann doch an den Amtsvorsteher wenden.

Die Alte lachte ärgerlich auf. „Dat hebben wi oof all dahn! Aber das Amt schrifft (schreibt) dann an den Landrieder, un de will ja dat nich.“

„Na, zum Dunner, dann frog Se doch mal bi 's Ministerium an!“ riet der Fürst.

„Jo, dat Ministerium!“ meinte die Frau achselzudend. „Dat schrifft dann doch wedder (wieder) an das Amt, und das Amt schrifft an den Landrieder, un de Landrieder will dat nich!“

Der Großherzog, der jetzt merkte, daß es sich hier fraglos um eine kleine Schikane des Landreiters gegen die Krugwirtin handelte, gab sich dieser jetzt zu erkennen und forderte sie auf, an ihn persönlich ein Gesuch wegen der Bauerlaubnis für den neuen Schweinestall einzureichen.

„Oh,“ rief die brave Krugwirtin da zuversichtlich, „wenn Sei wärllich de Grothherzog wär'n, denn ward dat schon gahn. Denn schreevn (schreiben) Sei man an'n Landrieder un leggen (legen) Sei bi ihm en goot Wurt (Wort) ein, dat hei uns den Bau erlanwen deiht.“

Der Großherzog versprach's denn auch lachend. Da das Gewitter jetzt vorüber war, machte er sich in bester Laune wieder auf den Heimweg. Der neue Schweinestall wurde wirklich gebaut, wozu der Fürst aus seiner Brennerei die nötigen Steine stiftete. „Denn“, äußerte er zu den Herren seiner Umgebung, „die Erkenntnis, daß in Mecklenburg noch über dem Großherzog de Landrieder steht, ist immerhin ein paar tausend Ziegel wert.“

Anlegung und Ueberntung eines Spargelbeets.

Spargel ist ein sehr beliebtes Sprossengemüse, das von den meisten Menschen gern gegessen wird. Leider ist der Spargel aber im Handel so teuer, daß nur Wohlhabende sich ihn leisten können. Wer jedoch über einen Garten verfügt, braucht auf den

Spargelbeeten nicht zu verzichten. Durch richtige Pflege eines Spargelbeetes kann er sich während des ganzen Jahres im frischen oder konservierten Zustande manches Mahl durch dieses köstliche Gemüse würzen.

Sandboden liefert für die Spargelkultur den besten Untergrund. Die großartigen Spargelanlagen in der Braunschweiger und Mainzer Gegend liefern den besten Beweis hierfür. Aber wenn im kleinen Hausgarten die Bodenbedingungen nicht so günstige sein sollten, so können wir die Erde leicht durch Beimischung von Asche, Sand und Ziegelmehl durchlässiger machen. Die beste Pflanzzeit des Spargels ist der April. In sehr warmen und zeitigen Jahren kann wohl auch etwas früher begonnen werden. Selbstverständlich muß das Spargelbeet vor der Inanspruchnahme gut bearbeitet und gebüngt sein. Zu diesem Zweck wird es 50 cm tief rigolt. In den Untergrund wird reichlich Dünger, Kompost oder verrotteter Stallmist gebracht. Ist die Anlage erst einmal fertig, so können wir nicht mehr zum Untergrunde gelangen, deshalb müssen wir vorher dafür sorgen, daß die Pflanzen später im Untergrund reichlich Nahrung vorfinden. Der Dünger wird nicht in biden Schichten eingepackt, sondern gut mit der Erde vermischt.

Berierbild.



Wo ist die Uferschlichte?

Als Spargelpflanzen kaufe man aber ja nicht billige, kümmerlich entwickelte Pflanzen. Nur die Spargelanlage hat eine Zukunft, welche mit den besten, gesunden Pflanzenmaterial angelegt worden ist. Einjährige Spargelpflanzen haben sich bei allen seitherigen Versuchen als die besten erwiesen. Jetzt wird das für Spargel vorgezeichnete Stück Land in Beete abgeteilt. Die einzelnen Beete erhalten einen Abstand von 1,20 m von Mitte zu Mitte, die Pflanzgräben eine Breite von 30 cm, so daß die Zwischenräume noch eine Breite von 90 cm haben. Auf diese Zwischenräume wird die ausgehobene Erde gleichmäßig verteilt. In die Gräben werden die Pflanzen in Abständen von 60 cm gepflanzt. Die Stelle, an welcher eine Pflanze sitzt, wird durch ein Stäbchen gekennzeichnet. Nicht zu flach dürfen die Pflanzen gelegt sein, da sonst die Pflansen zu kurz werden. Doch dürfen die Gräben im ersten Jahre nicht schon vollständig zugeworfen werden, da den Pflanzen Luft und Licht vollständig entzogen würden. Man fällt deshalb im ersten Jahre nur etwa drei Finger hoch Erde darauf und schüttet erst im nächsten Jahre wieder Erde nach.

Zwei volle Jahre muß der Spargel gepflanzt sein, ehe er Erträge bringen kann. Die hervorkommenden Triebe werden an die Stäbchen geheset, der Boden wird gehackt, bei großer Trockenheit auch tüchtig gegossen. Das Kraut wird nicht eher abgeschnitten, bevor es im Herbst welk wird. Nach zwei Jahren guter Pflege können die ersten Spargel gestochen, noch besser aber gebrochen werden. Aber nicht während der ganzen Stechzeit dürfen die jungen, zweijährigen Pflanzen gestochen werden, da sonst die Pflanze noitleiden würde. Im nächsten Jahre wird sie dann kräftig genug sein, um während der ganzen Stechzeit von Mitte April bis Mitte Juni abgeerntet werden zu können. Das Spargelstücken selbst muß auch mit der nötigen Vorsicht geübt werden, da sonst leicht daneben hochkommende junge Triebe zerstoehen werden könnten. Täglich dreimal werden die Spargelbeete nachgesehen. Kurz ehe die Pflansen aus der Erde kommt, zeigt sie ihr Erscheinen dadurch an, daß sie die Erde etwas hebt. Nun wird die Erde an einer Seite vom Spargel soweit fortgewühlt, bis die Pflansen in ihrer vollen Länge freiliegt. Nun kann man sie bequem stechen oder auch abbrehen. — Nach Beendigung der Ernte wird die Anlage mit kurzem Dünger versehen und leicht untergegraben. Auch kräftige Jauchegüsse in trockenem Boden fördern die jungen Triebe sehr. Das Düngen im Sommer ist praktischer, da der Dünger bis zum Frühjahr gut verrottet ist und bei der Spargelernte nicht hinderlich wird. E. Fusch.

Die Sorgenfrau.

In Sorgen war ich eingeschlafen, Es stand der Tag vor meinem Fenster, Es wob durch meinen Traum die Nacht Ein regenschwerer, nebelträber, Nichtseue, finstre Sorgenbilder; Ich kam beim rubelosen Wandern In Sorgen war ich aufgewacht. An meinem Spiegelglas vorüber.

Und sah hinein, und konnt' verstehen, Warum für mich die Welt so grau: Die ich im Spiegelglas erblickt, War die lebhaft'ge Sorgenfrau.

Johanna Weiskirch

Unsere Bilder

Der Hafen von Ragusa-Verchia, welchen die italienische Flotte vor kurzem bombardiert und wo der italienische Panzerkreuzer „Giuseppe Garibaldi“ durch ein österreichisches Unterseeboot in den Grund gehohlet wurde. Ragusa ist eine befestigte Bezirksstadt in Dalmatien am Adriatischen Meer und am Abhange des San Sergio, den Hafen bildet die Bucht von Gravosa. Ragusa ist seit 1814 in österreichischem Besitz.

Eine außergewöhnliche Auszeichnung: das „Eiserne Kreuz“ für einen „Schipper“. Das erste „Eiserne Kreuz“ als Armierungssoldat hat sich kürzlich der Zimmermann Lünse aus Pommern erworben, der als „Schipper“ in Russisch-Polen arbeitet. Seine Kolonne wurde plötzlich von einer Abteilung Kosaken überfallen. Kurz entschlossen packte Lünse seinen Spaten und stellt sich zur Gegenwehr auf und schlägt den ersten Kosaken nieder. Seine Kameraden folgen seinem Beispiel und schlagen die Kosaken in die Flucht. Für diese Tat erhielt er das „Eiserne Kreuz II. Klasse“.



Landsturm-Kapelle Würzburg in Lüttich.

Trümmer eines von deutscher Artillerie aus 1800 m herabgeschossenen englischen Flugzeuges. Es stürzte brennend bei Frezenberg, östlich von Opern, in einen alten englischen Schützengraben hinter der jetzigen deutschen Linie. Der Insasse, ein englischer Offizier, war tot.

Allerlei

Immer praktisch. Lehrer: „Sage mir einen Satz mit dem Worte ‚Sal‘!“ — Der kleine Toni: „Herr Thalberg hat dem Herrn Blumenthal das Kapital, welches er im ersten Quartal von ihm geborgt hatte, im zweiten Quartal zurückgezahlt.“

Diebstahler. Als König Friedrich Wilhelm III. von Preußen einst die Teplitzer Heilquellen gebrauchte, wurde ihm auch ein alter ungarischer Oberst vorgestellt. — „Feldzug mitgemacht?“ fragte der König in seiner kurzen Weise. — „Gewiß, Majestät,“ versetzte der Oberst, „hab' ich doch schon unter Maria Theresia Pulver gerochen!“ — „Sind wohl schon sehr alt?“ forschte der Monarch weiter. — „Na ja, bin ich vielleicht so an die Sechzig oder Siebzig,“ war die Antwort. — „Vielleicht?“ rief Friedrich Wilhelm verwundert, „das müssen Sie doch genau wissen, in diesem Alter zählt man seine Jahre genau!“ — „Majestät, zähl' ich meine Pferde, mein Geld, meine Sporenstiefel, wozu soll ich zählen meine Jahre? Die stiehlt mir niemand!“

Der Juwelier als Menschenfreund. In einen Juwelierladen am Petersburger Newskyprospekt, einer der vornehmsten Straßen aller Weltstädte, trat ein Herr, dem man auf den ersten Blick den feinen Kavalierrang ansah. In der elegant behandschuhten Rechten trug er einen Blumenstrauß, der den Totaleindruck des Mannes befestigte, sobald die Seidenpapierumhüllung entfernt war. Er entkamte auch dem teuersten Blumenladen in derselben Straße. „Ich möchte eine Portion ungefaßter Brillanten haben“, äußerte sich der vornehme Kunde. Erst nach einem langen, prüfenden Blick über die ganze Persönlichkeit willfahrte der greise Geschäftsinhaber diesem Verlangen. Ein Karton voll glitzernder Brillanten wurde dem Käufer vorgelegt. Er griff mit der Hand hinein und schleuderte sie mit leichtem Schwünge so über den Strauß, daß sie über die offenen Blumenkrone verteilt wurden und wie sonnenbeschienene Taupferlen darin leuchteten. Auch die Augen des eleganten jungen Mannes leuchteten bei diesem feenhaften Anblick auf. Er hüllte das Seidenpapier wieder über den kostbaren Strauß, mußte aber wohl sehr aufgeregt sein, denn er vergaß es, nach dem Preise auch nur zu fragen, warf seine Visitenkarte auf den Tisch, laut welcher er Graf L. bei der französischen Botschaft war und verließ das Geschäft. Zwei Tage darauf kam er mit bewölklter Stirn wieder und fragte, wieviel er schuldig sei. „Zweitausend Rubel, Herr Graf“, wurde ihm zur Antwort. Verblüfft fixierte der Graf ihn an. „Sie irren sich offenbar; Sie wollen wohl sagen: zwanzigtausend Rubel.“ — „Nein, Herr Graf,“ sagte der alte Herr, „halten Sie meine Eigenmächtigkeit zugute; ich sah Ihnen an, daß Sie leidenschaftlicher erregt waren, als es dem Menschen gut ist, deshalb erlaubte ich mir, Ihnen Simulbrillanten vorzulegen.“ Diese Ehrlichkeit rührte den jungen Kavalierrang. Er reichte dem alten Manne die Hand. „Sie haben väterlich fürsorgend an mir gehandelt; ich danke Ihnen dafür. Gewollt hat sie mich doch nicht“, fügte er wehmütig lächelnd hinzu. C. D.

Gemeinnütziges

Die Hausfrau im September. Auch im September findet die Hausfrau noch viel in der Küche zu tun. Das Einkochen, Saftbereiten u. s. w. nimmt kein Ende. Da heißt es auf dem Posten sein und alles gut aus-

führen, denn diese Arbeit bei der Zubereitung und Veredlung der Konserven verursacht ihr Geldverdien. In der Einkochzeit muß daher die Hausfrau ein gutes Konservenbuch immer zur Hand haben, damit sie ihre Kenntnisse auffrischen und ergänzen kann. — Den häuslichen Tisch kann die Hausfrau jetzt wieder durch neue Gerichte bereichern. In der Mitte des Monats erscheint das heimliche Wildgeflügel auf dem Markt. Es gibt kein delikateres Gericht als ein gebratenes Feldhuhn. Junge und starke Tiere namentlich sind die Freude der Hausfrau. Sie sind erkennbar an der gelblichen Farbe der Füße und dem scharfen, spitzigen, dunkel, ja schwarz gefärbten Schnabel; bei älteren und alten Tieren sind die Füße grau und der Schnabel stumpf und heller. Bei ganz alten ist das Hinterteil bis auf den Bauch grünlich, auch riechen die Tiere schlecht. Vor ihnen muß sich die Hausfrau hüten. Sonst können gute alte Hühner noch zu Wildhuppen Verwendung finden. Außer dem Feldhuhn kommt jetzt auch die Wildente, die Stockente, die Löffelente, die Krüselente auf den Markt. Auch Reb-, Hirsch- und Damwild gibt es jetzt die Menge. Doch sollte sich jede Hausfrau hüten, billige Ware zu kaufen, denn die ist meist minderwertig. So können beispielsweise in billigen Hirschruden Engerlinge sitzen, die jedem den Appetit verderben. — Aber nicht nur in der Küche hat die Hausfrau jetzt viel Arbeit, sondern auch im Hause.

Ist doch jetzt die Zeit des Großreinmachens, was oft große Mühe verursacht, namentlich in umfangreichen Haushaltungen. Da muß die Hausfrau von früh bis spät hinterher sein, damit alles ordentlich sauber gemacht wird. **Dahlien** treiben gern eine große Anzahl von Sprossen, die der Pflanze zu belassen, wie es zumeist geschieht, nicht vorteilhaft ist. Wohl gibt es auf diese Weise einen mächtigen Busch, aber nur wenige und kleine Blumen. Es sollten nur die zwei bis drei kräftigsten Triebe stehen bleiben, alles andere wird entfernt. **Alees- und Luzernweiden** haben sich für Schweine am zuträglichsten erwiesen. Auf dem Zummelplatz eine ausgiebige Aleefütterung zu geben, ist allen Besitzern zu empfehlen, die ihren Schweinen keine Weide bieten können. **Für eine einfache Hochstammzucht** kann man bei Johannis- und Stachelbeersträuchern schon jetzt vorarbeiten. Man nehme an jüngeren Sträuchern die Seitenansätze fort und lasse nur einen, und zwar den günstigsten Trieb hochgehen. — Im nächsten Jahre läßt sich dann schon die Krone erzielen. **Zur Aussaat des Feldsalats** (Rapunzel) benötigt man auf den Quadratmeter Saatfläche etwa 1 Gramm Samen; zu dicke Saat ist zu vermeiden.

Rätsel.
Es trägt mit sich kein Haus,
Schalt'st du zwei Laute aus,
So jedes Jahr zur Winterzeit
Das junge Volk es sehr erfreut.
Fritz Guggenberger.

Zahlenrätsel.

	1	2	3			
2	4	5	6	7	8	9
10	11	12	7	6	13	8
11	14	12	15	6	11	4
4	11	7	16	11	6	7
5	16	6	11	8	16	5
	8	17	5			

Die Zahlen in vorstehender Anzahl sind so durch Buchstaben zu ersetzen, daß acht Wörter daraus entstehen, von denen fünf in horizontaler und drei in vertikaler Richtung zu lesen sind. — Die Wörter in den wagerechten Reihen bezeichnen: 1) Stadt in Italien. 2) Deutsche Kolonie. 3) Seeoffiziersrang. 4) Festeinrichtung. 5) Stadt in Italien. — Die Wörter in den senkrechten Reihen bezeichnen: 1) Preussische Provinz. 2) Einen Tag. 3) Spanischen Marschall. B. P. L. n.

Widerrätsel.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Charade in voriger Nummer:
Brom, Beere, Brombeere.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.